

Jugenderinnerungen

Cord v. Restorff, Schwengels

Meine erste Erinnerung ist ein Hinfallen – ich mag knapp drei Jahre alt gewesen sein – gegen einen Waschtisch. Die Narbe dieses Falls begleitet mich noch heute als alten Mann, mitten auf der Stirne. Es muss damals wohl für überflüssig angesehen worden sein, so etwas zu nähen.

Dann kommen die ersten Reitstunden beim Kutscher Kohn an der Longe auf Hans. Hans und Grete waren kleine, mausgraue Ponys, die „Grauchen“, die meiner ältesten Schwester gehörten. Sie hatte als dreijähriges Kind Kinderlähmung gehabt und davon ein schwaches Bein zurückbehalten. Wegen der grässlichen Apparatur, die von der Sohle bis über die Hüfte reichte, war sie recht behindert. Bei ihrer großen Lebhaftigkeit wurden ihr als Ersatz erst Ponys, dann Pferde gehalten, sie fuhr und ritt fast täglich.

Als ich größer wurde und schon fest mit meinen Beinchen auf der Decke saß – einen Sattel bekam ich erst mit zwölf Jahren -, musste ich sie bei ihren Ausritten immer begleiten. Sie saß nur sehr lose im Damensattel, hatte kaum Schluss an der Gabel durch ihr krankes, schwaches Bein und hielt sich nur mit dem Bügelfuß gegen die untere Gabel. Wer einmal im Damensattel geritten hat, wird wissen, daß das ein sehr bedingter Fall ist. Für den dreijährigen Jungen war es eine Ehrenaufgabe, alles zu verhindern, was ein Scheuen ihrer „Welgunde“ verursachen würde, denn jeder Seitensprung war bei ihrer Haltlosigkeit zu Pferd gefährlich, und wenn sie herunterfiel, war sie völlig hilflos, da sie ohne „Maschine“ ritt und fast gar nicht gehen konnte. Glücklicherweise kam das in den fünf Jahren, in denen ich sie bei gutem Wetter fast täglich begleitete, nur zwei- oder dreimal vor. Ich musste dann auf meinem Pony erst das große Pferd greifen, dann nach Hause toben und einen Wagen holen, denn das sieben Jahre ältere Mädels aufs Pferd zu wuchten, ging über meine Kräfte, besonders, da sie selbst nur bedingt mithelfen konnte. Zunächst war ich natürlich sehr stolz auf mein Ritteramt, aber allmählich wurde es etwas belastend, da meine Schwester im Grunde vor dem Herunterfallen sehr Angst hatte, weil die Gefahr eines Bruches des kranken Beines natürlich groß war.

Schlimm war es, wenn ich bei diesen Ritten mich selbst erdwärts bewegte, was natürlich auch vorkam, da meine Ponys eben die Angewohnheit ihrer Rasse hatten, vergnügt zu springen. Neben blauen Flecken bekam ich dann noch die Reitpeitsche meiner Schwester zu spüren, weil ich nicht aufgepasst und sie in Gefahr gebracht hätte.

Inzwischen waren neue, größere Ponys angeschafft worden: „Bravo“ und „Christa“. Bravo war der Sohn der mausgrauen Grete, ein Lehmfuchs mit schönem Aalstrich, er hatte das herrlich ruhige Temperament seiner Mutter geerbt und war kaum aus der Ruhe zu bringen. Nur einmal ging er mir restlos durch, als wir an einer Eisenbahnstrecke entlang ritten und ein Zug von hinten kam. Welgunde bewegte sich nun auch schneller als gewöhnlich, um ihren Begleiter nicht zu verlieren. Als der Zug uns endlich überholt hatte und ich lachend und freudestrahlend meinen Bravo anhielt, bekam ich harte Vorwürfe. Daß Bravo aber ein Wagenpferd war, das jeden Tag meinen Vater in der Wirtschaft herumfuhr, und infolgedessen hart und im Maul völlig unempfindlich war, wurde nicht als Entschuldigung anerkannt. Das Verbrechen wurde dem Vater gemeldet, und ich durfte acht Tage lang nicht allein auf Christa reiten, die – ein klein gebliebenes Ostpreussenpferdchen – erstens hübscher und dann auch temperamentvoller war und daher von mir dem langweiligen Bravo vorgezogen wurde. Sie sprang auch Gräben und Hindernisse im Gelände, wozu ich Bravo nie bewegen konnte. Wer weiß, was es heißt, auf Decke - ohne Sattel - einen harten Pony zu irgend etwas zu zwingen, was er nicht freiwillig tat, wird das verstehen.

Ich bin der Zeit vorausgeeilt.

Meine zweite Kleinkinderinnerung war eine wenig schöne Begebenheit. Ich hatte eine kleine Pistole mit Knallplätzchen bekommen, ich durfte aber nur im Beisein Erwachsener damit spielen. Das war dem Fünfjährigen natürlich zu langweilig. Ich zeigte meine Pistole meinen Spielkameraden, den Söhnen des Kutschers Kohn, die etwa gleichaltrig mit mir waren. Dabei ertappten mich meine Schwestern. Ich wurde ins Kreuzverhör genommen, gab zu, dreimal geknallt zu haben, die Schwestern wollten es aber siebenmal gehört haben. Ich wurde also vor meinen Vater gezerrt

und der Lüge angeklagt. Ich bekam wegen Lügens um dieser Lappalie willen die ersten Prügel von Vater. Mutter hätte, da ich ihr ganzer Verzug war, wahrscheinlich über die Sache hinweggesehen, Vater aber, der damals schon Anfang der Sechzigerjahre stand und seine drei Mädels besonders liebte, nahm die Sache zu ernst. Die Geschichte hatte den Erfolg, daß mir der Begriff „lügen“ dadurch erst aufging und ich in Zukunft „geschickter“ log. Ich habe die Episode nie vergessen, da sie mir später manche schwere Stunde bescherte, wenn ich log, um zu lügen, und meine Schwestern anführte, die ich fürchtete und liebte zugleich. Übrigens waren es nur die beiden älteren Schwestern – die älteste vor allem -, die glaubten, mich erziehen zu müssen, weil meine Mutter mich zu sehr verwöhnte. Mit der Jüngsten habe ich mich immer herrlich verstanden, wenn wir auch nie zusammen spielten.

Die schönsten Stunden waren die des Spielens mit den Dorfjungen, den Söhnen der Arbeiter, besonders die Kohnschen Jungens waren meine ersten Freunde und die schönsten Spiele die im Stall. Wir spielten, wir seien selbst Pferd, mussten angebunden und gefüttert werden, angespannt und eingefahren. Ich sehe mich noch mit dem großen Halfter um den Bauch an der Krippe stehen, derjenige, der den Kutscher markierte, musste Futter bringen und tränken – alles so, wie wir es kannten. Futterneidisch wurde auf das Nachbarpferd gesehen, gegen den Flankierbaum geschlagen – alles so wie in Natur. Spielten wir im Freien, hatten wir große Kutscherpeitschen und ackerten vierspännig mit imaginären Pferden auf den Rasenflächen des Hofes, die alle nach den Ackerschlägen des Gutes benannt waren. Da gab es das „Kaporn“, den „Werder“, „An der Heidbuche“ – so genannt nach einem Urnengrab, das unter ihr aufgefunden war -, „Hinter der Sandkaule“, die „Uderssche Wiese“ und anderes mehr. Uders war einmal eine Siedlung gewesen am Wege nach der kleinen Stadt Zinten, die aber seit hundert Jahren nicht mehr bestand. Nur der Name hatte sich erhalten.

Herrlich war auch das Spielen im Garten, wo viele weiße Bänke standen. Wir hatten ein großes, strohgedecktes Gartenhaus mit reizenden Kindermöbeln, seinerzeit für die Schwestern eingerichtet. Dieses Gartenhaus war unsere Burg, und der Ausgangspunkt aller Spiele. Vier Kinderwagen, die der Schwestern und meiner, wurden nach den Wagen des Kutschstalles benannt. Da gab es einen Landauer, ein Coupé, einen braunen Wagen und einen gelben. Letzterer war wegen seiner

Leichtigkeit am meisten bevorzugt, um ihn gab es immer große Auseinandersetzungen. Der Garten war nur zum Teil eben, etwa 4.000 qm groß, rings eingefasst mit Weißbuchenhecken, die zu einem Viertel – von zwei Seiten bepflanzt – zu herrlichen Laubengängen gezogen waren. Der Rest des etwa zwei Hektar großen Gartens bestand aus einer tiefen Schlucht, die ein Bächlein durchfloss, an beiden Rändern steil aufsteigend. Den Abschluss nach der Chaussee und dem Felde bildete eine Weißdornhecke. Auch da gab es zwei Rasenplätze, der Rest war mit Tannen, Rüstern und Erlen bestanden – ein herrlicher Wald! Jede der herumstehenden Bänke hatte den Namen eines der Nachbargüter, die wir der Reihe nach besuchten. Die große Rasenfläche, an der das Gartenhaus lag, war mit einzelnen Obst- und Zierbäumen bepflanzt. Am merkwürdigsten war eine Riesenbirke, die einen Radius von etwa acht Metern hatte, der Stamm hatte einen Durchmesser von anderthalb Metern. Ich habe niemals wieder eine so herrliche Birke gesehen. Unter ihr waren die Turngeräte - Reck und Barren, eine Russenschaukel und ein Galgenkegelspiel - aufgebaut. Die Russenschaukel war das Hauptvergnügen aller Sommergäste. Ein etwa sechs Meter hoher Stamm hatte am Ende ein Eisenkreuz mit vier Haken auf einem Dorn. An diese wurden dicke Seile aufgehängt, die in Lederschlaufen endeten. Man ergriff eine solche Lederschlaufe, lief erst ein bisschen und ließ sich dann fliegen. Je schwerer der gegenüber schaukelnde Partner war, desto schöner flog man. Am besten ging es zu viert oder auch zu zweit. Allein brachte man das Kreuz nicht genügend in Bewegung.

Eine Erinnerung aus meiner frühesten Jugend ist ein Kindermädchen, das uns zweistimmiges Singen beibrachte. Ich war damals vier Jahre alt und sang mit meiner Schwester die zweite Stimme. Es muss ganz gut gegangen sein, denn wir mussten oft vorsingen. – Als ich fünf Jahre alt war, bekam ich eine französische Bonne, eine Schweizerin aus Chaudfont, Rose Genrée. Natürlich lehnte ich mich zunächst gegen das Lernen auf. Als ich aber im Sommer durch Keuchhusten nur auf den Verkehr mit „Mademoiselle“ angewiesen war, sprach ich bald besser französisch als deutsch, und als ich im nächsten Sommer bei dem alten Lehrer Westphal Privatstunden bekam, hatte der seine liebe Not mit dem kleinen Franzosen. Diese zwei Jahre Französisch-Unterricht haben mir später sehr geholfen, ich habe bis zu meinem Abitur außer Grammatik nie lernen müssen. Leider habe ich es dann ganz liegen gelassen. Noch im letzten Krieg haben jedoch Franzosen meine Aussprache

gelobt, doch die Vokabeln fehlten mir sehr. Aber so viel, um mich zu verständigen, kann ich immer noch nach 55 Jahren. Es hat mir immer leid getan, daß ich meinen Kindern aus geldlichen Gründen diese gute Vorschule nicht habe geben können. Ich sehe mich damals noch vor dem Gartenhaus im Sand spielend, es wie eine Erleuchtung erlebend und strahlend zu meiner Mutter laufend, um ihr zu berichten, daß ich schon französisch geträumt, gedacht hätte. Rose Genrée muss eine fabelhafte Geduld und pädagogisches Talent gehabt haben, da ich ein ausgesprochenes Minustalent für Sprachen habe, was sich später in der Schule zeigte.

Von früh bis spät durfte ich draussen bei jedem Wind und Wetter spielen, reiten oder meinen Vater auf seinen Fahrten in die Wirtschaft kutschieren, der dabei den Grund für meine landwirtschaftlichen Kenntnisse legte. Da er aber häufig aus dem Wagen stieg und ich dann auch immer die Pferde halten musste, bewegte sich dieser Unterricht nur sehr an der Oberfläche. Jedenfalls verstand er es nicht, mein Interesse für Pflanzenlehre zu wecken, ein Mangel, den ich später nie mehr aufholen konnte. Der Altersunterschied – 55 Jahre – war wohl auch zu groß, sodaß ich nie in ein richtiges Männerverhältnis zu meinem Vater kam. Erst in den letzten Jahren seines Lebens, als ich mein Abitur hinter mir hatte und Landwirtschaft lernte, kamen wir uns näher. Er starb dann bald, für mich viel zu früh.

Die Nachfolgerin der Schweizerin war Fräulein Adler. Sie unterrichtete mich mit großer Strenge und versuchte, mich vom Spielen mit den Dorfjungen fernzuhalten, aber ohne Erfolg. Trotzdem muss ich ein Muster an Artigkeit gewesen sein, denn als sie nach zwei Jahren wegging, beklagte sie sich darüber, daß sie mich nur einmal hatte verhauen können, ich hätte zu wenig Dummheiten gemacht. Was dem guten alten Westphal in dem ersten Jahr nicht gelungen war – mir das Lesen beizubringen –, schaffte Fräulein Adler in vier Wochen. Der alte Mann schlief gerne über dem Unterricht ein, er wurde im nächsten Jahr pensioniert. Ich hatte zu Weihnachten ein Buch über Königin Luise bekommen, wohl, um meine Begeisterung für das Lesenlernen anzufeuern, aber erst im Mai stürzte ich mich darauf und studierte die Geschichten. Ich konnte mir damals kein Bild davon machen, was eine Beg-leiter sei. Ich kannte viele Leitern, aber unter Beg-leitern konnte ich mir nichts vorstellen. Erst sehr viel später kam mir die Erleuchtung, was ein Begleiter eigentlich ist.

Aus dieser Zeit ist mir noch eine Sache unutilgar im Gedächtnis: Die Möbel im Salon waren mit einem braunen Möbelstoff bezogen, in dem eingeprägte Ornamente eine fragwürdige Rolle spielten. Diese Möbel wurden nun mit kupferrotem Plüsch bezogen. Da meinen Exkursionen in Stall und Garten wahrscheinlich kein normaler Stoff standhielt, bekam ich Pumphosen von diesem braunen Möbelrips. Sonst hatte ich nur blaue Sweaters und Matrosenjacken „echt Kiel“. So wurden für mich diese braunen Ripshosen ein ewiger Stein des Anstosses. Aber ich musste sie trotzdem jahrelang tragen, sie waren auf Auslassen zugeschnitten. Wie quälte ich mich damit herum! Erst der Sommer erlöste mich mit seinen blauen Leinenhosen davon, da musste ich die „braunen“ nur zum Reiten anziehen. Kam ich dann vom Reiten nach Hause, so bewunderte ich, beziehungsweise mein Vetter, der im Sommer regelmäßig bei uns war, die schönen Muster, die der Möbelstoff meinen Beinen aufgeprägt hatte. Der Anzug war überhaupt ein wunder Punkt in meiner Jugend, der mir manches Kopfzerbrechen und manche Trauer verursachte. So bekam ich von Tante Marie Hollandt, einer Schwester meines Vaters, regelmäßig 20 Mark zu Weihnachten, für die dann meistens etwas zum Anzug gekauft wurde. Damals waren echte Kieler Matrosenanzüge die Sehnsucht aller Jungens, die ihren Stolz darein setzten, so echt wie möglich als Matrosen angezogen zu sein. Als Ideal schwebte mir vor, auf der Straße von einem Marinemann angehalten und gefragt zu werden, warum ich nicht grüße. Mützen und Bänder, der Schlips mit blauen Streifen, alles musste „echt“ sein. Da bekam ich zu Weihnachten – ich mag acht Jahre alt gewesen sein – einen englischen Matrosenanzug zum Zuknöpfen und mit rotem statt mit gelbem Anker. Ausserdem war er noch viel zu groß. Ich war furchtbar enttäuscht, aber es half nichts, ich musste den Anzug tragen, obwohl ich drin ertrank. Vier Jahre lang musste ich das Monstrum – das war es meinem Gefühl nach – als Sonntagsfrack tragen, bis es endlich verschenkt wurde. Aber Anzugswünsche wurden von Eltern und Schwestern aus Erziehungsgründen nicht anerkannt, damit ich nicht eitel würde. Warum Mutter nicht half bei diesen Erziehungsverkehrtheiten der anderen, weiß ich nicht. Auch wurde mir immer eingebläut, wie hässlich und dumm ich sei. Der Erfolg dieser Erziehung hatte Minderwertigkeitskomplexe zur Folge, die mich mein ganzes Leben hindurch nicht verlassen haben. Ich war sicherlich nicht dümmer und nicht hässlicher als andere Jungens auch, aber das durfte ich nicht glauben, um nicht eitel zu werden. Ich litt unter der Missachtung noch

lange, im Grunde heute noch. Da ich diese angebliche Hässlichkeit nun durch guten Anzug ausgleichen wollte und auch dies andauernd bekämpft wurde, so war das eine ewige Quälerei. Bei meinen Jungens habe ich es umgekehrt gemacht mit dem Erfolg, daß es ihnen verhältnismäßig egal war, was sie anhatten, weil ich aufpasste, daß alles ordentlich war, was sie trugen. Sie leben ja nicht mehr, aber ich hörte sie nie klagen. Da wir alle gleiche Figuren hatten, durften sie, wenn es darauf ankam, an meinen Kleiderschrank. Ich versuchte ihr Freund zu sein, nicht nur ihr Vater.

Nach dieser Abschweifung zurück zu meiner Jugend.

Jeden Sommer kam die ältere Schwester meiner Mutter mit ihren Söhnen für die Sommerferien zu uns. Die älteren waren älter als meine Schwestern und kümmerten sich nicht um mich. Hanne aber, der Jüngste, eine tolle Rübe, war in meinem Alter, zwei Jahre älter. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, mich sexuell aufzuklären, was ihm auch in teuflischer Weise gelang. An den Ausschweifungen, die sonderbarerweise niemand in der Familie bemerkte, habe ich lange gelitten. Meine Energielosigkeit in jungen Jahren, in Schule und Lehre ist nur darauf zurückzuführen. Dieser widerliche Bengel war der Verzug der ganzen Familie, ich habe mich nie damit aussöhnen können. Als ich grösser wurde und die Folgen merkte, habe ich ihn gehasst. Wie viel schöner und harmloser waren die Spielereien mit den Arbeitersöhnen, denen ich noch heute, besonders Gustav Hoflich, mein späteren Kutscher, und Wilhelm Knorr, der auch die Maschinen auf meinem Gut betreute, eine herzliche Freundschaft bewahrt habe. Eine dicke Freundschaft verband mich auch mit meinem älteren Vetter Lutz Groeben, dem Sohn des Bruders meiner Mutter, und mit den Söhnen einer Nachbarfamilie. Einer der Letzteren hat mir die Freundschaft damit gelohnt, daß er mir meine erste Frau ausspannte. Mein Altersgenosse, nur wenige Tage älter als ich, fiel im Ersten Weltkrieg. Mit den anderen bin ich durch die Infamie des zweiten Bruders unwillkürlich auch auseinander gekommen. Sie waren wohl robuster und stärker als ich, aber wir haben uns herrlich geprügelt, wir ritten und fuhren zusammen.

Als ich neun Jahre alt war, bekam ich einen Hauslehrer. Diese waren zunächst Theologen, die ihr Examen gemacht hatten und auf Anstellung warteten. So blieben Herr Bleiweiß und Herr Großkopf nur je ein Jahr. Dann kamen mehrere Studenten,

nur aushilfsweise, gelernt habe ich bei diesen sehr wenig. Erst ein älterer Lehrer, Herr Mittelstätt, hat wirkliche Grundlagen gelegt. Als Letzter kam Herr Lüttwitz, ein Pommer, der erklärte nach einem halben Jahr, ich wäre zu sehr getrieben worden, trotzdem sollte ich mit zwölf Jahren auf die Obertertia nach Bartenstein, fiel aber mit Glanz durch und kam auf Untertertia, obwohl das Gymnasium fast nur Schüler hatte – außer den Einheimischen -, denen andere Schulen zu schwer waren. Sie hieß die Blödelschule. Ein Bild, was für Jungens dort waren, kann man sich machen, wenn man sich vorstellt, daß ich dieselbe Bank mit 20- und 21jährigen Schülern drückte, die dort ihr „Einjähriges“ machen sollten. Der Ton war entsprechend. Wir hatten sehr schnell eine Abwehrclique von Gleichaltrigen gebildet, die sich von den alten Knaben fern hielt, aber in der Klasse war man doch beisammen. Ich muss damals ziemlich unleidlich gewesen sein, denn ich musste nach einem Jahr die Pension bei Superintendent Henschke verlassen und kam zu Professor Hesse, unserem Griechischlehrer, in Pension. Seinen recht wenig erfreulichen Sohn traf ich im Jahre 1919 als Kommunisten und Soldatenrat in Königsberg auf der Straße. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört. Nur mit zwei Mitschülern, zwei Brüdern Harder, habe ich noch Verbindung, die ich nach 42 Jahren in Frankfurt am Main zufällig auf der Straße traf. In der Zwischenzeit hatten wir uns aus den Augen verloren.

Übrigens habe ich bei einem Hauslehrer noch ein Erlebnis vergessen, das mir die zweite Tracht Prügel meines Vaters eintrug. Ich hatte ihm Cigarren geklaut, die ich heimlich, mit viel Genuss geraucht hatte. Auch das Rauchen hatte mir der oben genannte üble Vetter beigebracht, als ich zehn Jahre alt war. Jeder ersparte Groschen, den ich geschenkt bekam, wurde in Cigarren angelegt. Daß dies nicht von den Eltern und Schwestern gemerkt wurde, ist mir heute noch schleierhaft. Zwei Episoden sind mir noch deutlich in Erinnerung. Die erste war, als ich Vater eine seiner doch recht schweren Cigarren gestohlen und geraucht hatte. Ich hatte sie hinter dem Wohnhaus, dem Anbau, wie wir es nannten, geraucht, und mir wurde sehr elend davon. Ich legte mich in der Musikstube unter das Sofa, während meine Schwester das Impromptu von Schubert spielte. Ich glaubte zu sterben. Immer noch, wenn ich diese Musik höre, fällt mir diese Scene ein. Erst eine energische Explosion brachte mich wieder zum Leben-wollen zurück. Ich wurde schrecklich bedauert, die ganze Familie zerbrach sich den Kopf darüber, was ich wohl gegessen haben könnte.

Die zweite Geschichte war noch niedlicher. Ich hatte mit den Nachbarsjungens eine Ausfahrt nach einem Nachbardorf gemacht. Dort kauften wir uns Cigaretten, 15 Stück für 10 Pfennig. Der Erfolg war eine reguläre Nikotinvergiftung mit lang dauerndem Darmkatarrh, der drei Monate dauerte, weil ständig herumkuriert wurde. Den Arzt zu fragen wegen dieser Lappalie, kam zunächst nicht in Frage. Diät und Rhabarber sollten Heilung schaffen. Nach vier Monaten wurde ich Professor Askanasi in Königsberg vorgeführt, der meiner Mutter riet, mit mir in ein Restaurant zu gehen und mich essen zu lassen, was ich wollte, dann wäre ich gleich gesund. Wir gingen ins Theaterrestaurant am Paradeplatz, und ich durfte mich satt essen. Ich besinne mich auch noch darauf, daß es Preiselbeerenkompott gab, das ich nie hatte essen mögen. Seit diesem Tag ist es mein liebstes Kompott geworden.

In dieser Zeit erlebte ich die Verlobung meiner ältesten Schwester mit einem entfernten Vetter, dem jüngeren Bruder der Frau des Fritz Barring aus dem Roman „Die Barrings“. Auch hier spielte die Familie der Nachbarsöhne eine Rolle. Die Verlobung ging zurück, und der Vetter verlobte sich mit der Cousine meiner ehemaligen Freunde. Ich klimperte gerne auf dem Klavier. Damals kam der Schlager „Verlorenes Glück“ auf, den ich mit Begeisterung spielte. Der Erfolg war verblüffend. Ich bekam zwei erstklassige Ohrfeigen, weil ich die Gefühle meiner unglücklichen Schwester aufs Tiefste gekränkt hatte. Elf Jahre war ich damals. Es war etwas viel verlangt von einem Jungen, der die Auflösung der Verlobung vorher nicht einmal erfahren hatte. Erst durch diese handgreifliche Belehrung erfuhr ich davon.

Aus derselben Zeit stammt noch eine Erinnerung an meine älteste Schwester, die noch glücklich verlief. Wir waren in zwei Wagen spazieren gefahren. Der Sandschneider, der gelbe Wagen, wurde von meiner Schwester kutschiert. Ich saß neben ihr, denn wir hatten neue Jucker, von denen der eine, „Komet“, ein sehr hochgezüchteter Halbblüter war, dem das Vollblut seines Vaters aus Augen und <temperament sich nicht verleugnen ließ. Nebenbei mein geliebtes Reitpferd, von ihm datiert meine Vorliebe für „Schwarzbraune“. Der vordere, von Kohn geführte Wagen war etwas schnell um die Ecke bei Malermeister Schulz gefahren, die Jucker drängten nach. Meine Schwester verlor einen Moment die Gewalt über sie, der Wagen stieß an die Bürgersteigborte, ein Strang riss, und schon sausten wir gegen den Prellstein der Hausecke. Meine Schwester flog in großem Bogen aufs Pflaster.

Gott sei Dank standen die Jucker, so daß ich – von dem Ruck noch halb betäubt – herunterspringen und die Pferdchen halten konnte. Von den anderen wurde meine Schwester aufgehoben, es war ihr zum Glück nichts passiert. Der Strang wurde repariert, aber der Wagen war im Untergestell verbogen, sodaß er nicht ganz spurte, er hatte – wie wir es nannten – Rechtsdrall bekommen. Dieser Mangel wurde erst 15 Jahre später behoben. Aber das für mich Verblüffende war, daß ich Vorwürfe bekam, nicht aufgepasst und nicht rechtzeitig in die Zügel gegriffen zu haben. Onkel Wilhelm, ein jüngerer Bruder meines Vaters, der als Kavallerieoberst uns den Grundunterricht im Reiten und Fahren gegeben hatte, sprach zur Strafe tagelang nicht mit mir, da er in allem, was meine Schwester betraf, sowieso deren Partei ergriff. Immerhin, für einen elfjährigen Jungen ein Verlangen, seiner 18jährigen, sehr handgreiflich ihrer Autorität Nachdruck gebenden Schwester in die Zügel zu fallen! Ich habe es mir insoferne gemerkt, als daß ich in Zukunft – ich musste auch bei anderen Damen, Freundin Marie-Luise zum Beispiel, die leidenschaftlich gerne ritt und kutscherte, obwohl sie sehr kurzsichtig war –, ohne auf spätere handgreifliche Vorwürfe zu achten, rettungslos die Zügel an mich riss, wenn etwas nicht stimmte. Das so früh eingebläute Verantwortungsgefühl für Damen, mit denen ich ritt oder fuhr, hat mich nie verlassen, auch später nicht, wenn ich mit meiner Frau oder sonst einer Dame ritt. Ich hatte mir angewöhnt, so dicht neben dem Pferd der Dame zu reiten, daß ich im entscheidenden Moment in die Zügel greifen konnte. Eine Geschichte stand mir immer vor Augen, die man mir, als ich als Reitbegleiter anfang, also sieben bis acht Jahre alt war, erzählt hatte, daß eine Dame, deren Pferd durchgegangen war, so vom Sattel durch die Äste abgestreift war, daß nur noch ein Bein im Sattel blieb. Sie machte sich später noch, als ich Jagden als Master führte, immer als Nervosität bemerkbar, wenn Damen im Damensattel mitritten. Überhaupt finde ich, daß Grundlagen, die man als Kind empfängt, den Mann sein Leben lang begleiten. So habe ich als Kind die schauerliche Drohung mit dem Schwarzen Mann im dunklen Zimmer nie vergessen, und es kostete mich als großer Junge noch eine Überwindung, in ein dunkles Zimmer zu gehen. Ohne Licht ins Bett zu gehen, ist mir als erwachsener Mann noch nicht angenehm gewesen. Erst im Kriege verlernt man solche Nervositäten sehr schnell. Eine andere Sache, die Rücksicht auf die Eltern, habe ich auch nie verloren. Nach dem Essen – wir aßen um zwei Uhr – musste eine Stunde völlige Ruhe im Hause herrschen, weil die Eltern ihren Mittagsschlaf hielten. Auch im Garten durfte nicht getobt werden, weil das Zimmer meiner Mutter nach dem

Garten hinaus ging, das rote Zimmer, ein am Ende des Hauses liegendes kleines Boudoir. Schließlich habe ich mir auch angewöhnt zu schlafen und habe das mein ganzes Leben durchgehalten. Als Junge wartete ich sehnsüchtig darauf, daß die Läden des roten Zimmers sich öffneten, damit das Spiel in alter Frische und mit dem nötigen Geschrei weitergehen konnte.

Meine ersten Jugenderinnerungen sind auch mit dem üblen Vetter verknüpft. Dieser besaß eine Luftbüchse, mit der wir auf Spatzenjagd gingen. Da Spatzen bekanntlich sehr scheu sind, bekamen wir im Garten und auf dem Gehöft sehr bald keinen Spatzen mehr in Schussnähe. Wir wussten uns zu helfen, indem wir die Spatzen mit Futter in den Hühnerstall lockten und dann Tür und Fenster von außen zumachten. Danach ging ein schreckliches Morden los. Die verängstigten Spatzen tobten erst – völlig wild geworden – in dem kleinen Raum herum, setzten sich dann, mit vor Angst offenen Schnäbeln, auf die Hühnerstangen, wo sie von uns dann leicht abgeknallt wurden. Das Aufsammeln der so gemordeten Spatzen hat mir einen solchen Widerwillen eingeflößt, daß es mir heute noch unangenehm ist, einen toten Vogel ohne Handschuh anzufassen. Es hat mir später manche Frotzelei eingebracht, wenn ich bei Jagd auf Federwild immer Handschuhe trug. Ich bekam dann sehr bald einen Tesching, mit dem ich Spatzen auch im Freien schießen konnte, aber wegen der Ängstlichkeit meines alten Vaters mit glattem Lauf, sodaß ich nie richtig schießen gelernt habe als Junge. Auf eine Katze musste ich 24 mal schießen, ehe sie als Sieb vom Baume fiel und von den Hunden tot gebissen wurde. Eine bodenlose Quälerei, nur wegen der Ängstlichkeit meines Vaters, der, selbst Nichtjäger, mir auch die Jagd nicht erlauben wollte. Während meine gleichaltrigen Kameraden auf den Nachbargütern schon längst mit einem richtigen Gewehr ihre Hasen und Rehböcke geschossen hatten, musste ich mit meinem 6-mm-Tesching auf Spatzen Jagd machen.

Mit 14 Jahren bekam ich eine Vogelflinte, aber auch mit glattem Lauf, mit der ich heimlich auf Jagd ging. Ich half mir, indem ich die doppelte Ladung Pulver in die Patrone lud. So schoss ich auch meinen ersten Rehbock. Ich hatte den Dusek, ihn in den Hals zu treffen, obwohl ich auf Blatt abgekommen war, eine derartige Durchschlagskraft? hatte die Schrotspritze, sonst hätte ich das arme Tier bestimmt zu Luder? geschossen. Ich habe es auch nie wieder versucht, zur großen Freude

meines Vaters, mit dem Dings auf Hochwild zu schießen. Zwei Hasen brachte ich doch noch zur Strecke. Daß mir das klapprige Ding durch die doppelte Pulverladung nicht um die Ohren geflogen ist, ist mir heute noch ein Rätsel. Ich habe es schließlich kaputt geschlagen, als ich als 17jähriger endlich eine richtige Flinte bekam und dazu einen Jagdschein. Diese Flinte hatte mein Vater von seinem Freund Nicolai bekommen, der - etwa 1.90 groß – die Flinte besonders lang geschäftet haben musste. Nun sollte ich viel kleinerer Junge mit dieser Flinte schießen, es gab ein Desaster. In der ganzen Gegend zu Treibjagden eingeladen, blieb ich immer einer der Schützen, die am wenigsten trafen. Man sollte einem Landjungen nur dann eine Flinte in die Hand geben, wenn er richtig Schießunterricht gehabt hat, denn was Hänchen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Als Eleve versuchte mein Lehrherr, Herr v. Platen-Tengen, mir auch darin Unterricht zu geben. Ich musste erst auf Tontauben lernen, ehe ich auf Hühner losgelassen wurde. Tontauben lernte ich bald schießen, aber Hühner habe ich nie schießen gelernt. Ich finde es eine sehr gute Errungenschaft der Neuzeit, daß niemand einen Jagdschein bekommt, der nicht eine Jägerprüfung bestanden hat. Hätte es das damals schon gegeben, hätte ich bestimmt als Junge schon schießen gelernt. Ich hatte wohl auch nie richtige Jagdpassion, da mein Vater jede derartige Regung im Jungen systematisch unterdrückte. Er selber hat in seinem ganzen Leben, glaube ich, nie einen Hasen geschossen. In meiner ganzen Familie gab es auch keinen passionierten Jäger, sie waren alle nur Landwirte oder nur Offiziere. Jagd galt als Luxus, für den keine Zeit da war.

Durch die etwas merkwürdige Erziehung – Vater kümmerte sich verdammt wenig um mich, Mutter verzog mich rettungslos – glaubten meine älteren Schwestern, dies Amt übernehmen zu müssen, besonders die älteste, die mir meine Minderwertigkeitskomplexe einbläute. Ihr wurde wegen ihres Leidens freie Hand gelassen, sie konnte tun und lassen, was sie mochte. Da die beiden jüngeren Schwestern sehr viel hübscher waren als sie und gesellschaftlich auch mehr Erfolge hatten, tobte sich wohl ihr eigener Komplex an mir aus. Sie hatte jedenfalls ein sehr loses Handgelenk und machte ihre Rechte als sieben Jahre ältere Schwester schwer geltend. Während ich meine jüngste Schwester sehr liebte, konnte ich mit meiner zweiten Schwester erst nach ihrer Verheiratung eine wirklich geschwisterliche Freundschaft schließen. Mit meiner ältesten Schwester ist es nie zu einer richtigen

vertrauten Freundschaft gekommen, so sehr ich mir auch Mühe gegeben habe, die Gegensätze zu überbrücken, denn Zank unter Geschwistern ist mir von jeher ein Gräuel gewesen, und Erbschaftsstreitigkeiten habe ich immer vermieden. Wir drei Jüngeren stimmten immer überein. Die Älteste hatte immer, auch in diesen Fällen, Extrawünsche, und durch unseren Drang, alles Trennende zu überbrücken, ist sie immer bei allen Erbschaften nicht ohne Erfolg durchs Ziel gegangen. Auch heute noch - obwohl wir beide im Greisenalter sind - bleibe ich für sie der Junge, der eigentlich bevormundet werden muss.

Meine Schulzeit in Bartenstein fand ein etwas plötzliches Ende, weil ich wegen Abschreibens einer Hausarbeit – ich hatte mit einem Kameraden, mit dem ich zusammen gearbeitet hatte, genau die gleichen Fehler, und das fiel auf, Hermoneit hieß der Junge, ein Pfarrerssohn – das Consilium Abeundi bekam. Daß er auch von mir abgeschrieben haben könnte, wurde gar nicht erwogen, denn Hermoneit war ein Musterschüler und ich wohl reichlich widerborstig. Ich wurde deshalb auf ein Alumnat geschickt, die Wahl fiel auf die Ritterakademie in Brandenburg/Havel.

Wir hatten auf dem Hof den Schmiedeteich, wahrscheinlich als Feuerlösch- und Tränkteich angelegt, denn er hatte keinen rechten Abfluss. Das Wasser war ewig schmutzig, da bei Regen alle Abwasser des höher gelegenen Hofes hereinflossen. Im Sommer wurden die Arbeitspferde jeden Abend nach der Arbeit durchgeritten, ein Anblick, den ich mir selten entgehen ließ, weil es schön war, wie die müden Pferde im Wasser wieder frisch und munter wurden, die Ohren spitzten und im Wasser scharrtten, um an den heißen Körpern auch Kühlung zu bekommen. Das Wasser ging ihnen meist bis an die obere Kniehälfte. Manchmal ritt ein junger Knecht auch tiefer in den Teich, bis das Wasser über die Brust ging, das war immer besonders interessant. Mit diesem Dreckwasser wurde auch die Wäsche in der Waschküche gewaschen. Es ist mir immer ein Rätsel geblieben, daß sie trotzdem weiß und sauber wurde.

Noch einen weiteren Verwendungszweck hatte das Wasser. Im Winter wurde das Eis geerntet und in den Eiskeller gefahren, wo es sich bis in den September hinein hielt. Auf dem Eise wurde das ganze Fleisch aufbewahrt, der Gestank des schmutzigen Eises, der Fleischgeruch und die ungezählten Ratten, die den Keller bevölkerten,

hinderten mich immer als Kind, dieses, allerdings auch verbotene, Gelass zu betreten. Als ich die Wirtschaft später selbst übernahm, habe ich den Keller abgebrochen und nicht wieder hergestellt.

Die Naivität, wie damals mit Hygiene umgegangen wurde, beleuchtet noch eine zweite Sache: Das Trinkwasser wurde aus einem Brunnen an der Dorfscheune im Dorf in einer offenen Karrentonne geholt. Oberhalb des nur notdürftig gefassten und nicht tiefen Brunnens, dessen Wasser allerdings herrlich schmeckte, weil es sehr eisenhaltig war, befand sich in 20 Metern Entfernung diese so genannte Dorfscheune, deren Ränder an der Seite nach dem Brunnen zu das offene Clo der gesamten 150 Einwohner des Dorfes war, die dort Freiluftakrobatik übten. Bei Regenwetter floss das Dorfwasser von der Scheune munter den Berg herunter, Richtung Brunnen. Aber alle holten aus dem Brunnen, der nicht einmal zugedeckt war, das Wasser. Jeder fuhr mit seinem Eimer hinein, Frösche schwammen drin herum. Aber das Wasser war so wohlschmeckend, daß selbst Nachbarn über zwei Kilometer Entfernung sich das Wasser als Trinkwasser holten, wenn ihre Pumpen im heißen Sommer versagten. Warum nicht wenigstens eine Pumpe hineingestellt wurde, ist mir unverständlich. Aber die Quelle war unerschöpflich. Ich ließ sie richtig fassen, sie speiste dann durch eine Wasserleitung den ganzen Hof, täglich wurden 20.000 Liter auf den 500 Meter entfernten Gutshof gepumpt, zunächst mit Göpel¹, später mit elektrischer Pumpe. Mutter war empört, als ich nach Übernahme des Gutes als Erstes die Wasserleitung legen ließ und Clo und Badezimmer anlegte. Sie wäre 30 Jahre ohne Wasserleitung ausgekommen, dann könne ich es auch. Das Aufhören des Trinkwasser-Schmutzes konnte sie erst später überzeugen.

Ein zweiter Teich war unterhalb des Hühnerstalles am Ende des Parks durch Aufstauen des Gartenbaches eingerichtet. Dort durfte ich viel spielen, der Bach brachte unendlich viel Sand mit, sodaß der obere Teil des Teiches immer versandet und ein Spielplatz wie an der See war. Der Teich wurde die Schafwäsche genannt, weil in früheren Jahren die Schafe vor der Jahresschur darin gewaschen wurden. Ich habe diese Prozedur nicht mehr erlebt. Fische hielten sich nicht darin, weil Mutters 120 Enten jedem Fischeinsatz ein rasches Ende bereiteten. Der Teich war durch eine Holzschleuse abzulassen, ein besonderes Vergnügen, den Teich abzulassen

¹ Göpel = durch Zugtier betriebene Vorrichtung zum Antrieb von Maschinen

und ihn dann nach 24 Stunden wieder gefüllt zu erleben. Das Bild der weißen Enten auf dem Teich war ein entzückender Anblick.

Mit diesen Enten, überhaupt mit den nicht unerheblichen Einnahmen des Hühnerhofes, wurde das herrliche Weihnachtsfest finanziert, die schönsten meiner Kindheitserinnerungen. In der zweiten Adventswoche begannen die Vorbereitungen. Mutter fuhr für zwei Tage nach Königsberg zum Einkaufen, und in der Küche wurden Berge von Pfefferkuchen gebacken, es müssen zwei Zentner gewesen sein. Streng verboten war uns Kindern, vor Weihnachten davon zu naschen, alles wurde fest verschlossen in großen Kisten. Zwei Tage vor dem Fest kam der Höhepunkt der Vorbereitungen, das Marzipanbacken, wobei wir helfen durften, die Mandeln zu raspeln und den Teig zu kneten, wovon ich ausgeschlossen wurde, weil der von mir geknetete Teig etwas schwärzliche Färbung annahm. Dann wurde geformt: Herzen, runde Stücke, ovale, alle möglichen Formen. Nachmittags wurde der Guss herein gegossen und das Ganze unter einem Holzkohlenbecken gebräunt. Dann wurde alles in eine leere Fremdenstube getragen. Der Tag vor Weihnachten war dem Herrichten von etwa 60 bunten Tellern gewidmet, die dann auf der gedeckten Veranda aufgestellt wurden. Jedes Kind bekam ein Spielzeug und etwas zum Anziehen und die Erwachsenen Cigarren und auch eine Jacke, die Frauen warme Sachen. Wir Kinder hatten in den Tagen vorher aus buntem Papier Berge von Ketten geklebt, mit denen der Weihnachtsbaum, der „Dorfkinderbaum“, geschmückt wurde. Etwa 30 Lichter wurden mit Zwirn angebunden, damit das Plündern des Baumes nach der Bescherung möglich war. Unsere bunten Teller wurden natürlich geheim gehalten. Überhaupt durften wir in den beiden letzten Tagen nicht in die Wohnstuben.

Der Weihnachtstag begann zunächst trostlos, weil ich das Kinderzimmer kaum verlassen durfte. Herausgehen war auch nur bedingt möglich. Die Zeit bis zum Nachmittag wollte und wollte nicht vorbeigehen. Endlich, um vier Uhr, erklang die Hofglocke, das Zeichen dafür, daß die Leute sich sammeln sollten. Der Schullehrer aus dem Nachbardorf erschien, um die Feier zu leiten. Er bekam erst seine Bescherung, einen großen bunten Teller, eine Kiste gute Cigarren und eine Flasche Wein. Da der Kutscher auch an der Bescherung beteiligt war, musste der arme Lehrer den Weg von zweieinhalb Kilometern in Wind und Wetter allein machen zur

Beaufsichtigung der Dorfkinder, die bei der Bescherung singen und Gedichte aufsagen mussten. Er selbst musste auch eine kurze Rede halten. Die schrillen Kinderstimmen liegen mir noch im Ohr. Zu der Kinderbescherung wurden wir mit verbundenen Augen durch die Weihnachtsstube geführt. Nach der Bescherung, die in eine furchtbare Katzbalgerei um den geschmückten, nun zu plündernden Baum ausartete, kamen alle Bescherten, um den Eltern zu danken, eine Zeremonie, die ich grässlich fand, verlängerte sie doch für mich das Warten auf unsere Bescherung. Dann ging es zurück in die erste Wohnstube, wir wurden schnell fertig gemacht, um dann langsam, unter Aufsagen von herrlichen Gedichten, die ein Lob der guten Eltern und Dank für die zu erwartenden Geschenke in herrlich schmalzigen Worten ausdrückten². Es gab ganze Bände derartiger Machwerke. Dazu mussten diese Machwerke noch auf große Bogen geschrieben sein, eine teuflische Arbeit, die manche Träne kostete und die freudige Erwartung auf das Fest furchtbar trübte. Drei, vier Bogen gingen erst kaputt, ehe das festliche Machwerk gelang. Auch das ging vorbei, und Vater ging mit dem Diener, unseren Baum anzuzünden, und dann gingen endlich die Flügeltüren auf, und wir stürmten an unsere brechenden Tische. Was wurden wir verwöhnt, wenn natürlich auch der zum Nikolaustag eingereichte Wunschzettel nur bedingt erfüllt werden konnte. Immer war ein Höhepunkt dabei, einmal eine fertige Pappburg und unzählige Bleisoldaten, dann einmal ein samtgepolsterter kleiner Sattel, später ein richtiger Sattel oder die Vogelflinte. Weniger beliebt waren die Sachen zum Anziehen. Nur eine litauische Mütze, die – über den Kopf gezogen – nur Mund und Augen frei ließ, ist mir unvergesslich in Erinnerung. Der bunte Teller musste mir bald weggenommen werden, denn sonst wäre er am ersten Abend leer gewesen, und Neuauffüllung gab es erst zu Neujahr. Am ersten Feiertag wurde erst zur Kirche gefahren, und dann kamen die Verwandten zu Besuch, den wir am nächsten Tag erwiderten. Vom Mittagessen bis zum Abend wurden die neuen Spielsachen durchgespielt, herrlich! Leider war Mutter am Morgen meist in Tränen aufgelöst, weil sie einfach nach den Anstrengungen der Vorbereitungen zusammenbrach. „Ihr habt Euch gefreut“ - war jedesmal das gleiche Lied.

Mein besonderer Freund war der Inspektor Jacobeit, kurz von mir Jaco genannt. Ich habe ihn unendlich groß in Erinnerung, er mag 1,90 gemessen haben. Jedenfalls

² Der Satz erscheint unvollständig und wurde nicht geändert

musste für ihn ein besonders großes Reitpferd angeschafft werden, ein übergroßer Rappe, der als ausrangiertes Militärpferd gekauft wurde. Ich sehe den steifen Riesenbock noch vor mir und höre die Klagen des Jaco, weil er immer wie gerädert war, wenn er nach stundenlangen Ritten von ihm herunterstieg. Aber deshalb zu Fuss zu gehen, wäre unter der Würde eines „Ersten Inspektors“ - einen „Zweiten“ gab es zwar nicht, aber der Beamte eines Rittergutes war eben ein „Erster“ oder „Ober-“ gewesen. Bei und mit Jaco verbrachte ich jede sich bietende Gelegenheit. Eine besonders erfreuliche Gelegenheit war die Frühstückspause, wo ich ihm half, seine belegten Schmalzbrote - dick mit Wurst oder Käse belegt – aufzuessen. Diese Schmalzbrote bekam ich sonst nicht, sie sind noch heute eine besondere Delikatesse für mich geblieben. Sobald ich irgend konnte, ritt ich auch mit ihm. Es muss ein komischer Anblick gewesen sein, wenn ich kleiner Steppke auf meinem Pony neben dem Hünen auf seinem Riesenross einherritt. Die Freundschaft mit Herrn Jacobeit hat noch lange Jahre, nachdem er die Stelle bei uns aufgeben musste, angehalten. Ich habe ihn später noch oft besucht. Er heiratete die Tochter eines kleinen Bauern, Austh aus Montitten, der neben seiner kleinen Wirtschaft noch die Aufsicht in unserem Walde führte. Da Austh sich mit den meisten unserer Arbeiter auf du und du stand, glaubte Vater, daß sich die Heirat mit der Stellung eines Inspektors als Respektsperson nicht vereinen ließe. Jaco musste zu meiner großen Betrübniß eine neue Stelle suchen. Er verbesserte sich dabei sehr, er wurde Administrator des doppelt so großen Parnehen. Von seinen Nachfolgern ist mir nur noch Herr Post in Erinnerung, der – aus Posen kommend – eine furchtbar schmutzige Frau und zwei rotznäsige Jungens mitbrachte, und Herr Morgenroth, der mir später in Tengen als Eleve Vorgesetzter war .

Meine schönsten Erinnerungen drehen sich um unsere Pferde. Im Kutschstall hatten wir immer mindestens sechs: Die zwei sogenannten großen Pferde, zwei Ponys, das Inspektor-Reitpferd und das meiner ältesten Schwester, die Welgunde, die später durch das „Mädel“ und die Grauchen abgelöst wurde. Auch auf unsere 32 Arbeitspferde kann ich mich noch fast ohne Ausnahme besinnen, ich weiß noch ihre Namen und könnte sie noch nach Farbe und Abzeichen beschreiben. Vater verstand augenscheinlich nicht viel von Pferden, er wurde oft von den Pferdejuden übers Ohr gehauen. Der Hauptlieferant war Herr Rosenbaum, der die Pferde manchmal drei- bis viermal wieder austauschen musste, weil sich nach dem Kauf immer erst die

Fehler herausstellten. Herr Rosenbaum stand dann vor dem Balkon, den er nie zu betreten wagte, mit abgezogenem Käppchen, die Pferde wurden vorgeführt und gekauft. Daß mein Vater sich das Pferd näher angesehen hätte, habe ich nie erlebt. Als ich größer wurde, musste ich die Pferde näher prüfen. Die Pferde, auf die es ankam, ließ Vater immer von seinem Bruder Wilhelm, dem früheren Kavallerieoberst, kaufen. Auch kaufte er seinen Freunden aus Gefälligkeit Pferde ab, so die Riesenrösser, „Giraffe“ und „Goliath,“ von seinem Freund Nicolai, zwei scheußliche Hellbraune, etwa 1,80 groß, wovon der eine steif und der andere Rohrer war. Um sie zu halten, bedurfte es der eisernen Faust des alten Kohn, jedem anderen Fahrer fielen sie hin oder gingen durch. Ich selbst habe es einmal versucht, als Kohn mal krank war, war aber froh, als ich die Böcke heil zu Hause abliefern konnte. Sonst kam es eigentlich nicht vor, daß ich irgendein Pferd nicht ritt oder fuhr. Als Goliath endlich mal bei einer Fahrt wegen seines Atemfehlers tot umfiel, war ich glücklich. Die nachfolgenden „großen Pferde“ waren zwei Fuchse, von denen ich noch Bilder besitze. Sonderbarerweise bekamen sie nie Namen, der eine, der „alte Fuchs“, starb im Jahre 1924, 25 Jahre alt. Er hat drei Passer kaputt gemacht. Ich hatte ihn selbst gekauft, als ich 15 Jahre alt war.

Auf einige Pferde möchte ich noch zurückkommen: Das Veilchen war eine entzückende schwarzbraune Stute, die in den 22 Jahren ihres Lebens 16 Fohlen gebracht hat, die alle im Arbeitsgespann ihr Leben beendeten. Ich kann mich nicht besinnen, daß eins davon verkauft wurde. Veilchen selbst hatte als junges Pferd an periodischer Augenentzündung ein Auge verloren, blieb aber bis zu ihrem Tode auf dem anderen Auge gesund, sie wurde eine Zeit lang sogar von meiner Schwester geritten. Ein anderes braves Arbeitspferd war der „Vulkan“, eines der letzten warmblütigen Ermländerpferde, die ich gesehen habe. Er ging über 20 Jahre als Sattelpferd im ersten Gespann. Selbst eine Vollblutstute war unter den Arbeitspferden, ein Bild von Pferd, aber Vater ließ sich nicht erweichen, es mir als Reitpferd zu geben. Den Grund habe ich nie erfahren. Auch diese Stute „Cilli“ war so ein Gefälligkeitskauf. Sie starb als Vorderpferd in den Sielen, uralt. Dann war da noch „Viktor“, ein Hellbrauner mit grünen, das heißt dunklen Beinen, der von einem Bienenschwarm überfallen wurde und an Blutvergiftung elend einging. Ja, die Pferde – auf deren Rücken sprichwörtlich das Paradies der Erde liegt - haben in meinem Leben eine Hauptrolle gespielt. Ich habe jedoch nie eine richtige reiterliche

Grundausbildung gehabt, sodaß ich trotz aller Passion nie ein gut_ ausgebildeter Reiter gewesen bin. Ich war ein Naturreiter. Meine gefallenen Jungens haben alle diese Passion von mir geerbt, sie waren alle drei gute Reiter. Auch mein Mädels ist eine Reiterin, die sich sehen lassen kann. Ob es den Kleinen auch noch mal erwischt? Während ich diese Erinnerungen schreibe, ist er zwölf Jahre alt und hat noch nie auf einem Pferderücken gesessen^[34]!

Während andere Kinder sich mit Märchen und alten Geschichten der Großeltern befassen, kannte ich eine Großmutter, die meiner Fantasie Anregung gegeben hätte, nicht. Großmutter Restorff war schon vor Vaters Heirat gestorben, Ohmchen Groeben starb, als ich fünf Jahre alt war. So ließ ich meiner eigenen Fantasie die Zügel schleifen und träumte mit wachen Augen von einer Welt unter der Erde, wo ich Hunderte der schönsten Pferde zu meiner Verfügung hatte, wo niemand mich hinderte, die herrlichsten Ritte und Wagenfahrten zu unternehmen. Diese Pferde waren nur schwarzbraun, nie bunte Fuchse oder Rappen. Ich handelte auch mit ihnen und verschaffte mir das Geld, das in den Klagen meiner Eltern nie genügend vorhanden war. Dann konnte ich Reisen machen mit diesen Traum Pferden, die mich in all die Länder brachten, die mir der Geographieunterricht vor Augen zauberte. Solche Träume hatte ich schon als kleiner Kerl von vier Jahren, aber damals waren es noch keine Pferde, sondern eine Freundin, Amanda Müller, die mich in meine Traumreiche begleitete. Träume haben mich überhaupt mein ganzes Leben lang begleitet. Der Junge, der Mann und der Greis kennt nichts Schöneres, als sich auf Traumwolken die Schönheiten der Welt zu vergegenwärtigen. So war ich und bin auch heute noch ein hoffnungsloser Idealist, der sich dadurch manche unschöne moralische Ohrfeige im Leben geholt hat. Meine größte Enttäuschung ist immer geblieben, daß ich diese herrlichen Träume nicht aufschreiben konnte, weil ich von Schriftstellerei nichts verstand. Ich habe immer mit der Schriftsprache im Kampf gestanden. Schuld daran ist die Schule, in der jede Fantasie bekämpft wurde. Ließ ich mal beim deutschen Aufsatz meiner Fantasie die Zügel schleifen, so stand als Urteil „Ungenügend - Fantasterei“ darunter. So habe ich auch im Abitur im Aufsatz ein weißes Blatt abgegeben und das Examen mit Deutsch „Ungenügend“ bestanden. Mathematik und Geschichte mit „Sehr gut“ glichen dieses Manko aus.

³ Diese Aussage ist falsch: Mein erstes, traumatisches Reiterlebnis hatte ich mit 6 Jahren (Wulf).

Nachdem ich in dreieinhalb Jahren sieben Hauslehrern durch die Finger gegangen war, entschlossen sich meine Eltern, mich nach Bartenstein auf die Schule zu geben. Die St. Paul'schen Jungen waren auch da, die Nachbarsjungen, von denen ich oben erzählte. Superintendent Henschke war mein Pensionsherr, Herr Hundsdörfer mein Klassenlehrer. Nach sechs Wochen bekam ich zum ersten Mal die Masern, ausgerechnet vier Wochen vor Weihnachten. Mutter besuchte mich zwei Tage, aber dann riefen sie ihre Pflichten als Landfrau, und Fräulein Anna Henschke pflegte mich. Sie war nicht mehr sehr jung, aber sehr nett.

Meine Pensionskameraden, die Brüder Brederlow, drei bis vier Jahre älter als ich, beachteten mich zunächst kaum. Beide waren harte Jungen, sehr gewandte Turner, denen ich verwöhntes Muttersöhnchen nur Verachtung abgewinnen konnte. Aber durch sie kam ich in den bevorzugten Kreis Ganswindt. Er war ein Klassenkamerad von mir, der als einer der besten Turner des Gymnasiums nicht jeden in seinen Kreis aufnahm. Als Sohn eines reichen Mühlenbesitzers war er weniger durch seine Schulleistungen als vielmehr durch seinen Schneid und sein gutes Turnen der Führer im Kampf gegen die Schlosserjungen – eine Horde von Lehrlingen –, mit denen wir Gymnasiasten in erbitterter Fehde standen. Mit Knüppeln und Totschlägern gingen wir gegeneinander los, es kam so weit, daß man sich abends allein nicht auf der Straße sehen lassen konnte, ohne verdroschen zu werden. Wurde man jedoch an einer Straßenecke gefasst, so genügte ein bestimmter Pfiff, um aus den nächsten Häusern Entlastung zu bekommen. Manchmal bekam man aber doch unrettbar seine Keile, wenn sie einen allein zu fassen bekamen. Da wurde dann furchtbar Rache genommen in großen Schlachten, bei denen auch Eisenstangen manche blutige Schramme brachten. Zu den großen Schlachten wurde ich – als zu klein – nicht mitgenommen, ich war der Jüngste und Kleinste der Horde, aber ich erlebte hinterher jede Kampfphase eindringlichst mit.

Wir hatten auch schon unseren Bummel, auf dem wir uns mit den Mädels vom Lyzeum trafen, aber immer nur von weitem. Ich hatte das Pech, einer unserer heimlich Angebeteten auf der Post zu begegnen, und zog sie am Zopfe – natürlich nur aus Liebe! Der Erfolg war schrecklich! Ihr Vater, der diese Liebesanbahnung falsch verstanden hatte, beschwerte sich beim Direktor Obrikatis, ich wurde beschuldigt, die Zeitung, die das Mädels abgeholt hatte, bespuckt zu haben. Den

Gegenbeweis hätte ich nur führen können unter Preisgabe des Schulkameraden, der es vielleicht getan haben konnte, so bekam ich Arrest. Bei nächster Gelegenheit bekam ich – wie ich schon oben erzählte – das Consilium Abeundi und wachte nach zweijährigem Aufenthalt in dieser Idiotenschule in Brandenburgs Ritterakademie auf, wo ich fünfeinhalb Jahre verleben sollte.

Cord v. Restorff,
geschrieben 1952

Abschrift 24. 01. 2005 / MCWvR,
Rechtschreibung in Teilen aktualisiert